

Zeitschrift: Quellen und Forschungen zur Bündner Geschichte
Herausgeber: Staatsarchiv Graubünden
Band: 33 (2016)

Artikel: "Niemandskinder" : Erziehung in den Heimen der Stiftung Gott hilft, 1916-2016
Autor: Luchsinger, Christine
Kapitel: Schluss
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-939159>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schluss

Die ‹Heimat› im Heim

Erziehung im Heim war und ist eine schwierige Aufgabe. Die Mitarbeitenden der ersten *Gott hilft*-Heime unterschätzten sie wohl in ihrem Wunsch zu helfen. Dazu leisteten auch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ihren Beitrag: Der Versuch, Kinder in Heimen ‹wie in einer Familie› zu erziehen, wurde anfangs des 20. Jahrhunderts als Fortschritt gegenüber dem kasernenartigen Regime in den früheren Waisenhäusern und Armenerziehungsanstalten gesehen. Dabei übersah man, dass die Aufopferung ‹wie von einer Mutter› ihre Schattenseiten hatte, sowohl für die Kinder als auch für die Mitarbeitenden. Die Konkurrenzbeziehung zu den Eltern der Kinder untergrub oft die Erziehungsbemühungen, brachte die Kinder in Loyalitätskonflikte und die Mitarbeitenden an ihre Leistungsgrenzen. Die hohen Ansprüche und der chronische Mangel an Mitarbeitenden führten ausserdem zu Fehlanstellungen mit teilweise tragischen Folgen für die Kinder.

Christliche Organisationen wie die Stiftung *Gott hilft* betrachteten es als ihre Pflicht, dem sozialen Elend während der Zwischenkriegszeit etwas entgegenzusetzen. Der Staat nahm die christliche Hilfe nur zu gerne und lange auch unbesehen an. Eine Sozialpolitik, die auf moralischen Vorverurteilungen beruhte, die Massenarmut als Selbstverschuldung ansah und zu vielen Kindswegnahmen führte, konnte allerdings nicht funktionieren.

Die Leistungen der Pionierinnen und Pioniere von *Gott hilft* blieben trotz dieser Unzulänglichkeit und Aussichtslosigkeit eindrucklich. Mit unermüdlichem Einsatz versuchten sie über die Jahrzehnte hinweg Tausenden von ‹Niemandskindern› eine ‹Heimat› zu geben, sich gleichzeitig um die Landwirtschaft zu kümmern, die grossen Gärten samt den Häusern in Stand zu halten und Spenden zu generieren. Die diakonische Lebensgemeinschaft und der Glaube wurden von Vielen als Kraftquelle erlebt. Allerdings zeigte sich schnell, dass der Glaube das Manko des pädagogischen Nichtwissens nicht aufwiegen konnte. Ein grosser Teil der Mitarbeitenden hätte gerne mehr über Erziehungstheorien gewusst.

Die Erziehungsvorstellungen in den *Gott hilft*-Heimen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unterschieden sich nicht wesentlich von denen einer bürgerlichen Erziehung: Ordnung, Gehorsam und geregelte Strukturen standen im Vordergrund. Die Kinder, die ins Heim kamen, wurden meist als ‹ungepflegt›, ‹grob›, ‹verstockt› oder ‹lügnerisch› bezeichnet, was im Grunde genommen bereits die Erziehungsaufgabe umschrieb.¹ Die reformpädagogische Bewe-

gung der Jahrhundertwende formulierte zwar alternative Erziehungsansätze, wurde aber in den *Gott hilft*-Heimen nicht wahrgenommen und hatte überhaupt in der Schweizer Heimlandschaft nur einen beschränkten Einfluss.

Während bei Bürgerkindern die Schule schon lange den Alltag prägte, war es bei armen Kindern weiterhin die Arbeit. Gerade für Heimkinder galt, dass sie ohne harte Arbeit, ohne Disziplin und ohne Erziehung im christlichen Glauben nicht zu «brauchbaren Menschen» würden. Diese Haltung verstärkte sich in den 1930er-Jahren mit der Debatte um die «Schwererziehbarkeit» der Heimjugend. Der *Gott hilft*-Gründer Emil Rupflin und sein engster Kreis betonten allerdings immer auch die Liebe zu den Kindern als Grundlage gelingender Erziehung. Die eher kleinen Heime, die Konstanz des Personals und die in der Regel lange Verweildauer der Kinder begünstigten ein Verhältnis von Zuwendung, ja sogar von Zärtlichkeit. Mit der christlichen Liebe verbunden war der Gedanke der Missionierung, der «Errettung» der Kinder, ohne die sich die pietistisch orientierten *Gott hilft*-Mitarbeitenden keine positive Erziehung vorstellen konnten. Zum bürgerlichen Erziehungsbild gehörte aber ebenso die Unterordnung und damit die Strafe in Form von Schlägen, Demütigungen oder Essensentzug. Hierin unterschied sich die Erziehung in der Stiftung nicht von anderen Kinderheimen oder von vielen privaten Familien.

Das Gefühl des «Angenommen-Seins»

Ganz anders als in der Gründerphase der *Gott hilft*-Heime nahm man die Kinder in den 1970er-Jahren wahr. Sie galten als «verhaltensgestört», unsicher und Ich-bezogen; zu einem Problem im Heim wurde ihr «unersättlicher Zuwendungshunger».² Dazu leistete der zunehmende Einfluss der Psychiatrie ebenso einen Beitrag wie die veränderte gesellschaftliche Wahrnehmung von Kindheit. Immer differenziertere psychiatrische Diagnosen machten aus vielen Heimkindern Patienten. Mit der endlichen Schaffung eines Sozialstaats nach dem Zweiten Weltkrieg und der folgenden langen Phase der Hochkonjunktur ging die Armut in der Schweiz zurück und galt nicht mehr als massgeblicher Faktor für Fremdplatzierungen. Die Wichtigkeit schulischer Bildung nahm nach dem Zweiten Weltkrieg für alle Bevölkerungsschichten in der Schweiz zu. Die Vorstellung einer Erziehung zu Gehorsam und Unterordnung begann sich in den 1970er-Jahren aufzulösen. Die Menschenrechte beeinflussten den Kinderschutz in Richtung einer Debatte über mehr Rechte für Kinder und dem Respekt ihrer Würde.

Die neue Wahrnehmung der Kinder verlangte nach neuen pädagogischen Vorgaben. Die 1970er-Jahre standen am Anfang eines komplexen Wechsel-

spiels zwischen entwicklungspsychologischen und psychiatrischen Erkenntnissen einerseits und einer pädagogischen Praxis, die auf diese Erneuerungen zu reagieren hatte, andererseits. Bis heute hat diese Wechselwirkung weiter zugenommen.³ Die Ausbildung der Heimerziehenden wurde zwingend. Mit der Systematisierung der Heimerziehung begann sich diese von der oft unsystematischen, emotional gefärbten familiären Erziehung zu unterscheiden. Die Stiftung *Gott hilft* gründete 1965 ihre eigene Heimerzieherschule in Zizers und rettete sich so in die moderne Zeit.

Der Heilpädagoge Heinz Zindel stellte als neuer Gesamtleiter der Stiftung die Pädagogik unter die Prämisse der ‹Geborgenheit›, einige Jahre später unter diejenige des ‹Angenommen-Seins›. Letztere ermöglichte es, Kooperationen mit den Eltern der Kinder einzugehen. Die Kinder anzunehmen hiess auch, sie vermehrt in ihrer Individualität und eigenen Geschichte wahrzunehmen. Der Verzicht auf das Ziel der ‹Geborgenheit› war auch einem Abgrenzungswunsch des Personals geschuldet, das in den 1970er-Jahren auf eine minimale Privatsphäre zu pochen begann. Einem biblischen Menschenbild blieb die Stiftung in ihrer Pädagogik treu, einschliesslich der Bestrebung, die Kinder zu Gott zu führen.

Der Wegfall der Arbeiten auf dem Feld entlastete die Heimkinder bei *Gott hilft* in den 1960er-Jahren von körperlichen Anstrengungen. Die neue Dominanz des schulischen Lernens hatte aber nicht nur positive Auswirkungen. Den schulisch Schwachen wurde die Möglichkeit genommen, in der Feldarbeit zu Selbstvertrauen oder sogar zu einem Gefühl der Gleichwertigkeit mit den Erwachsenen zu finden. Im Schonraum des schulischen Lernens fielen diese Aspekte weg. Die *Gott hilft*-Mitarbeitenden verwendeten viel Engagement darauf, das Selbstvertrauen der Kinder mit Sport und handwerklichen Tätigkeiten zu fördern.

Kinderheime litten unter mehrfacher Belastung: Die Erschütterungen der 68er-Bewegung und der kurz darauf folgenden *Heimkampagne* stellten die hierarchische Kaskade mit dem Mann an der Spitze und den Kindern am Schluss in Frage – in der Familie wie im Heim. Die Heimerziehung wandte sich in der Folge einer Erziehung mit mehr Gleichberechtigung zu. Bis sie sich auf ein ebenbürtiges Verhältnis zu Kindern einlassen konnte und dementsprechend zu neuen Sanktionsmethoden fand, dauerte es allerdings noch eine Weile. Obwohl Körperstrafen und Demütigungen in der Stiftung *Gott hilft* seit 1970 verboten waren, herrschten sie in der Praxis noch lange vor.

Mehr Rechte der Eltern im Zivilgesetzbuch seit 1976 sowie höhere Ansprüche an die Heimerziehung, verbunden mit dem schlechten Ruf der Heime in den 1970er-Jahren, führten dazu, dass die Platzierungen von Kindern in Heimen tendenziell später erfolgten und kürzer dauerten. Dies erschwerte

den Heimerziehenden die Aufgabe deutlich. Insbesondere die Tatsache, dass oft die Finanzierung fehlte, um einen Jugendlichen bis zum Ende seiner Ausbildung oder bis zu seiner Stabilisierung im Heim zu behalten, erwies sich als fatal. Bis heute konnte dieses Problem nicht befriedigend gelöst werden.

Im Grundsatz verbesserte sich aber die Zusammenarbeit zwischen der Stiftung *Gott hilft* und den staatlichen Behörden von Bund und Kantonen. Die Stiftung selbst hatte sich geöffnet, nachdem der Kanton seit Mitte der 1950er-Jahre eine Aufsichtsrolle wahrnahm. Nicht zuletzt waren die Heime wegen der Professionalisierung zwingend auf Subventionen angewiesen.

Das Kinderheim als ‹sicherer Ort›

Die Stiftung spricht heute von Jugendlichen mit «gesellschaftlich nicht anerkannten Lösungsstrategien» in ihren Heimen.⁴ Die vorsichtige Wortwahl, die Vorverurteilungen vermeidet, könnte nicht weiter entfernt sein von den «verstockten», «lügnerischen» Kindern der 1920er-Jahre.⁵ Kinder, die seit 2000 in Heime der Stiftung *Gott hilft* zugewiesen werden, gelten als sehr belastet; die Forschung geht von 70% traumatisierter Kinder in Kinderheimen aus.⁶ Meist gehen einer Platzierung Versuche voran, mit beratenden und stützenden Angeboten sowohl in der Schule wie in der Familie, die Probleme zu entschärfen. Die Platzierung im Heim gilt als letzter Schritt.

Eine neue Leitungscrew der Stiftung erarbeitete nach 2000 eine pädagogische Strategie. Fachlich zeichneten die Sozialpädagogen Christian Mantel und Martin Bässler verantwortlich, zusammen mit dem Gesamtleiter Daniel Zindel und dem Schulleiter der Höheren Fachschule Zizers, Bernhard Heusser. Die Strategie verfolgte zwei Hauptziele:

Erstens sollten die pädagogischen Prinzipien der Stiftung verbindlich festgelegt werden. Dazu gehören die Respektierung der Würde der Kinder und ihre Wahrnehmung als gleichwertig. Pädagogisch werden diese Ziele einerseits mittels einer Haltung der Ebenbürtigkeit durchgesetzt, andererseits mit der Integration der Kinder in die Wertewelt der Erwachsenen. Die Erziehung richtet sich konsequent an den Stärken der Kinder aus, und die Erziehenden suchen eine möglichst vorurteilsfreie, pragmatische Zusammenarbeit mit den Eltern der Kinder. Die Stiftung stellt die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes an die erste Stelle vor seinem schulischen Erfolg.

Ihre Grundsätze hat die Stiftung bis zum alltäglichen Handeln der Erzieherinnen und Erzieher heruntergebrochen. Die praktische Umsetzung erfolgt mit Zielvereinbarungen und -auswertungen sowohl für die Kinder wie für die Mitarbeitenden. Sie hat den Bündner Standard zum Umgang mit grenzver-

letzendem Verhalten (mit-)erarbeitet, was ihr eine Pädagogik des ‹sicheren Orts› erleichtert, wie es insbesondere die Traumapädagogik fordert. Mit diesen verbindlichen Instrumenten ist Erziehung weniger willkürlich, aber auch ‹kopflastiger› geworden.

Die christliche Spiritualität wird heute vorab als eine Ressource für die Mitarbeitenden gesehen. Die Mission gehört nicht mehr zu den Aufgaben der Mitarbeitenden. Wichtig ist der Stiftung allerdings die Verbindung von Professionalität und christlicher Spiritualität bei der Wahl ihrer pädagogischen Methoden. Sie sieht ihre eigene Stärke in einer möglichst sinnstiftenden Erziehung.

Als zweites strategisches Ziel führte die Stiftung ‹flexible› pädagogische Angebote ein und reagierte so auf das veränderte Umfeld. Eine Politik, die Integration fördern will, aber auch die hohen Kosten stationärer Betreuung sowie eine veränderte Nachfrage bedingten individuelle und modular gestaltete Heimaufenthalte, verbunden mit neuen unterstützenden Beratungsangeboten. Der Strategiewechsel dahin stösst dort an seine Grenzen, wo die rechtlichen Grundlagen den veränderten Angeboten (noch) nicht angepasst werden konnten.

Auch innerbetrieblich stellte die Stiftung auf die moderne Zeit um, indem die Diakonie 2003 beendet wurde. Die heutigen Mitarbeitenden arbeiten weitgehend nach den branchenüblichen Regelungen. Dennoch ist weiterhin eine überdurchschnittliche personelle Konstanz in der Stiftung festzustellen.

Der Heimaufenthalt von Kindern führte in den hundert Jahren des Bestehens der Stiftung *Gott hilft* vom Bestreben, Kindern im Heim eine ‹Heimat› zu geben, über den Versuch, ihnen im Heim Geborgenheit zu vermitteln, zum Gefühl des ‹Angenommen-Seins› bis zur Garantie eines ‹sicheren Orts›. Diese Stufen spiegeln den Weg der Heimerziehung weg von überhöhten ideologisierten Zielen, deren Unerreichbarkeit zu viel Leid führen konnte, hin zu einer gewissen Vorsicht und einem grösseren Pragmatismus in der heutigen professionellen Erziehung. Die Distanz zwischen Kind und erziehender Person ist grösser geworden. Das Kind selbst wird als ein verletzliches Wesen wahrgenommen. Das Hauptmerkmal ist aber der Wandel von einer Erziehung der Unterordnung zu einem ebenbürtigen Umgang mit Kindern. In dieser Hinsicht kann Kinderheimen heute die Rolle ‹kleiner Modellgesellschaften› zukommen, von denen die Gesellschaft als Ganzes lernen kann.⁷